

Freistil

Bieberlogik 2.0

Von Julia Voegelin

Sie werden ihr Leben lang das Wort «Bieber» falsch schreiben, wenn es um das Nagetier geht: die in den Teenie-Star Justin Bieber vernarrten und vernagten Mädchen (und Jungs, sollte es die geben). Und das sind nicht gerade wenige. Eine Fangemeinde von mehr als 20 Millionen sogenannten Followern schwimmt dem kanadischen Popsänger wie Treibholz hinterher. Sprich: Sie folgt seinen Meldungen auf der Internetplattform Twitter auf Schritt und Tritt. Ganz vorne mit dabei: Seine kleine Schwester Amanda Bieber. Unlängst hat sie ihren grossen Bruder, der eben in die Volljährigkeit gerutscht ist, mit Kurt Cobain verglichen, besser gesagt: mit ihm auf eine Stufe gestellt und noch ein bisschen höher. Da ist sie nicht die Einzige. Justin soll selber gesagt haben, dass er sich wie der Nirvana-Sänger fühle. Während allerdings Cobain-Fans auch 18 Jahre nach seinem Freitod seiner Musik noch treu bleiben, schämen sich die Bieber-Erlegenen, sobald ihre Adoleszenzphase vollständig abgeschlossen ist. Vollständig abgeschlossen ist auch die Diskussion um den Vergleich von Justin und Kurt. Zumindest für Amanda Bieber: «Justin Bieber is much bigger than Kurt Cobain, so shut up. Did Kurt Cobain ever have the biggest fanbase on twitter? NO.» Da haben wirs: Die Bieberlogik 2.0. Simpel und brilliant, aber falsch: Erstens hat Lady Gaga eine noch grössere Fangemeinde. Zweitens, ein kleines aber feines Detail, hat es Twitter in den Neuzigerjahren noch nicht gegeben.

Zynische Zungen lassen auch nicht lange auf sich warten und re-tweeten diesen Tweet von Twitter über Facebook, wie zum Beispiel der Hei No: «Kurt Cobain ist grösser als Justin Bieber und das sogar ohne Kopf.» Da kann man nur hoffen, dass Justin Bieber seinem Idol nicht bis zum Äussersten nacheifert. Allerdings wäre er dann wohl tatsächlich so unsterblich wie Cobain und bestimmt mit einer Milliarde Klicks gesegnet.

Nachrichten

Neue Internetseite für die Rockförderung

Basel. Der Rockförderverein der Region Basel (RFV) heisst ab sofort nur noch RFV Basel. Dies wurde an der Mitgliederversammlung beschlossen. Ausserdem wurden die Statuten aktualisiert und die Website neu lanciert (www.rfv.ch). Diese wartet mit besseren Suchfunktionen, mehr Bildern und der Einbindung in Social-Media-Plattformen auf. Neu sind für Bands auch Online-Anmeldungen für die Wettbewerbe des RFV Basel möglich. yde

Basler Auktionshaus mit Saisonrekord

Basel. Ein Gemälde des französischen Impressionisten Gustave Caillebotte ist in Basel für drei Millionen Franken versteigert worden, wie das Auktionshaus Beurret & Bailly mitteilte. Das sei Schweizer Saisonrekord. Neben Caillebottes Ölbild «Argenteuil, Fête foraine» wurden eine Winterlandschaft von Giovanni Giacometti (dem Vater von Alberto) für rund eine Million und eine Thunerseelandschaft von Cuno Amiet für 300'000 Franken verkauft. SDA

Tenor Jean Cox ist 90-jährig gestorben

Mannheim. Der Tenor Jean Cox ist tot. Der gebürtige US-Amerikaner starb im Alter von 90 Jahren in einem Pflegeheim in Bayreuth. Cox wurde vor allem mit seinen Rollen bei den Bayreuther Festspielen bekannt. Dort gab der Tenor 1956 sein Debüt als Steuermann in der Oper «Der fliegende Holländer». Regie führte der damalige Festspielleiter Wolfgang Wagner. Cox, der im Zweiten Weltkrieg als Pilot bei der US-Luftwaffe eingesetzt wurde, studierte nach dem Krieg Gesang in den USA und in Europa. Er brillierte mit einem Repertoire von mehr als 75 Rollen. SDA

Ideologiekampf um Checkpoint Charlie

CDU und SPD streiten darüber, was mit der Stätte des Kalten Krieges geschehen soll



Mehr Imbiss als Info. Der Checkpoint Charlie gleicht heute eher einem gesichtslosen Rummelplatz als einer geschichtsträchtigen Stätte. Foto iStockphoto

Von Patrick Marcolli, Berlin

Der Checkpoint Charlie, einst ein Hotspot des Kalten Krieges im geteilten Berlin, erfreut sich nach wie vor grösster touristischer Beliebtheit. Hunderttausende von Reisenden aus aller Welt begeben sich an den Ort, wo sich 1961 sowjetische und amerikanische Panzer gegenüberstanden und beinahe der Dritte Weltkrieg ausbrach. Nirgendwo anders, ausser in Kuba, hat sich die Auseinandersetzung zwischen Ost und West so zugespitzt; nirgendwo sonst wäre der ganze Irrsinn dieser Zeit so plastisch nachvollziehbar.

Doch die Diskrepanz zwischen der Erwartungshaltung der Berlin-Touristen und dem, was sie tatsächlich zu sehen bekommen, könnte kaum grösser sein. Der Checkpoint Charlie an der Friedrichstrasse wird heute seiner historischen Bedeutung als heissester Grenzübergang nicht gerecht, er wirkt heruntergekommen und wie ein Rummelplatz: Auf der einen Seite der Strasse stehen einige Currywurst-, Bubble-Tea- und Dönerbuden. Ihre Rolläden sind geschlossen. Die Bezirksverwaltung hat sie unlängst zwangsgeschlossen, da sie ohne Baugenehmigung erstellt worden waren. Auch der Velo-verleih ist nicht in Betrieb.

Ein Mann verkauft daneben weiter seine muffigen militärischen Souvenirs aus alten sowjetischen und ostdeutschen Beständen, an einem hässlichen Automaten darf man sich selbst Ge-

denkmünzen prägen. Wer ein Stück weiter nach Süden geht, kann sich mitten auf der Strasse neben Studenten fotografieren lassen, die sich als amerikanische und sowjetische Soldaten verkleiden und vor einem Wachhäuschen auf Wunsch sehr grimmig oder sehr freundlich dreinblicken.

Stiefmütterlich behandelt

Immerhin etwas Information zur Geschichte des Ortes können die Checkpoint-Besucher finden, wenn sie wollen. Zum Beispiel im etwas in die Jahre gekommenen privaten Museum Haus am Checkpoint Charlie. Auf einer der beiden brachen Flächen im ehemaligen Osten, vis-à-vis der geschlossenen Verpflichtungsbuden, finden sich Infowände mit knappen Texten. Schlecht sind sie nicht gemacht, diese Tafeln mit ihren zum Teil spektakulären historischen Fotografien. In der Mitte steht eine schwarze «Erinnerungsbox», die ab diesem Monat geöffnet sein soll. Insgesamt jedoch wirkt die ganze Installation provisorisch und im Gegensatz zu anderen historischen Orten in der Stadt – zum Beispiel der Gedenkstätte Berliner Mauer an der Bernauer Strasse oder der «Topographie des Terrors» – lieb- und würdelos.

Die Berliner Politik hat das Problem längst erkannt. Doch wie es am Checkpoint weitergehen soll, darüber ist nun innerhalb der Regierungskoalition zwischen SPD und CDU ein Streit entbrannt. Während die Sozialdemokraten

darauf pochen, an dieser Stelle ein Museum des Kalten Krieges zu errichten, lehnen dies die Christdemokraten ab. Das Thema, so die CDU, müsse im Alliiertenmuseum behandelt werden, das in Kürze von seinem bisherigen, zu klein gewordenen Standort im vornehmen Westviertel Dahlem in einen Hangar des ausgedienten Flughafens Tempelhof zügeln soll. Der Checkpoint sei gesichtslos, eine neue Identität sei nicht zu stiften, sagte ein Sprecher der CDU.

Die SPD und der regierende Bürgermeister Klaus Wowereit hingegen wollen 3000 Quadratmeter in einem Gebäude anmieten, das auf eine der beiden Brachen beim Checkpoint gebaut werden soll. Die Stadt will dafür 6,4 Millionen Euro investieren, die aus dem Lotteriefonds stammen. Ab 2013 soll gebaut werden, Eröffnung soll 2017 sein. Das Gelände gehört einem irischen Brüderpaar, mit dem die damals noch rot-rote Regierung eine entsprechende Vereinbarung getroffen hat.

Besitzer in finanziellen Nöten

Das städtebauliche Geviert rund um den Checkpoint hat eine spannende Geschichte hinter sich. 1938 erklärten die Nationalsozialisten die Grundstücke zum «Eigentum des Volkes» und errichteten bald darauf eine Munitionsfabrik. 1962 erklärte sich die DDR zur alleinigen Eigentümerin, entsprechend wurde dies im Grundbuch festgehalten. Nach dem Mauerfall begann die – vergebliche – Suche nach den rechtmässigen

Privateigentümern. Anfang der Neunzigerjahre verkaufte der Berliner Senat das Gelände an einen privaten Investor, der in der Folge einige neue Gebäude errichten liess. Zwei Grundstücke jedoch, auf denen heute die zwangsgeschlossenen Buden und der Infopavillon stehen, blieben unbebaut. 2003 musste über die Eigentümerin ein Insolvenzverfahren angeordnet werden.

2007 schliesslich erwarben die erwähnten irischen Brüder die Grundstücke für 29 Millionen Euro, um darauf Büro- und Geschäftshäuser zu bauen. Geschehen ist seither nichts. Denn im Zuge der Bankenkrise gerieten auch die Iren in finanzielle Nöte. Vergangenen Mai drohte eine Zwangsversteigerung, doch die beiden Brüder kamen in letzter Minute ihren steuerlichen Verpflichtungen nach.

Und nun also noch eine Art Kulturkampf um das künftige Museum des Kalten Krieges. Der Berliner «Tagesspiegel» vermutet, dass dahinter ein ideologischer Konflikt steckt. Die von der rot-roten Koalition beschlossene Aufwertung und Würdigung des Checkpoints sei der CDU schon lange suspekt gewesen, «da sie eine Relativierung der Verantwortung für die deutsche Teilung befürchtet». Die Leidtragenden dieses Konflikts und der damit verbundenen Verzögerungen sind die interessierten Berlin-Reisenden, die an einem wichtigen Platz der Weltgeschichte wohl noch lange einen Rummelplatz vorgesetzt bekommen werden.

Was ist ein «aamächeliges Ammedysli»?

Das Schweizer Idiotikon ist nach 150 Jahren zwar noch nicht fertig, dafür aber gegenwartstauglich vernetzt

Von Sigfried Schibli

Vor 150 Jahren, genauer gesagt am 15. Juni 1862, fand im Zürcher «Kunstlergütli», das an der Stelle der heutigen Mensa der Universität stand, die Gründungsversammlung «zur Stiftung eines Vereins für ein schweizerisches Idiotikon» statt. Unter einem Idiotikon versteht man ein Wörterbuch, das mundartliche, dialektale beziehungsweise soziale oder fachsprachliche Ausdrücke erläutert. Am gleichen Tag rief die Antiquarische Gesellschaft in Zürich zur «Sammlung eines Schweizerdeutschen Wörterbuchs» auf.

Der Gründer des Unternehmens, Friedrich Staub, und sein erster Mitredaktor Ludwig Tobler hatten fast zwanzig Jahre lang schweizerdeutsche

Ausdrücke gesammelt. Die Publikation des Werks veranschlagten sie auf etwa vier Bände, an denen sie zwanzig Jahre arbeiten wollten. Darin haben sie sich gründlich getäuscht. Heute, 150 Jahre später, ist das Idiotikon, mit bisher 16 gedruckten Bänden zwar zum grössten deutschen Regionalwörterbuch angewachsen, immer noch nicht fertig. Es fehlt noch der Buchstabe Z, was ein weiteres Jahrzehnt Arbeit bedeutet.

Wort der Woche auf Facebook

Die Online-Verfügbarkeit des Wörterbuchs seit 2010 erleichtert die Benutzung des immensen Wissensspeichers. Das Wörterbuch, sagen seine Herausgeber, werde zunehmend nicht nur von Fachleuten, sondern auch von einer breiten Öffentlichkeit benutzt.

Das Jubiläumskolloquium im Rahmen der Ausstellung «Sapperlot! Mundarten der Schweiz» in der Nationalbibliothek in Bern wurde mit einem Grusswort von Bundeskanzlerin Corina Casanova garniert. Sie hob ihre hohe Wertschätzung der Wörterbucharbeit aus und betonte, dass diese im Dienste der Sprachkultur als Daueraufgabe zu verstehen sei. Für ein Auskommen der Redaktorinnen und Redaktoren ist somit gesorgt.

Das Idiotikon ist auch im Bereich der Social Media aktiv. Unter anderem erklärt es auf Facebook jeden Mittwoch ein «Wort der Woche», bisher zum Beispiel «umeplegere», «Appenzeller Bieber», «Ammedysli», «Gänterli», «vergeschlert», «gheie/ghyie», «tschuute/tshutte» oder «Pffolter». Die Nutzung

neuer Medien wie Onlinezugriff und Facebook trägt dazu bei, breitere Kreise Interessierter zu erreichen, als dies früher möglich war.

Daneben gibt es immer noch das gute alte Buch. Wer nicht bis zum Erscheinen des vollständigen Idiotikons warten will und gern ein Taschenbuch mit ein paar schweizerdeutschen Kostproben mitsamt Erläuterungen in der Hand hält, kann das bei Dörlemann erschienene Büchlein von Simone Meier und Guido Kalberer behändigen. Es ist in Form und Inhalt so wie der erste der 112 darin thematisierten schweizerdeutschen Ausdrücke: «aamächeligi».

«DIALEKTisch2. Was Dialekt ist». Hrsg. von Simone Meier und Guido Kalberer. Dörlemann, Zürich 2012, 128 S., Fr. 20.–. www.idiotikon.ch